XXII. Jahrg. Berlin, den 10. Januar 1914. Nr. 15.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1914.



Berlin, den 10. Januar 1914.

Liquidation.

Stille Gesellschaft.

Um die Inseln der Engländer, Schotten, Iren, am Horizont des Weltreiches, das der unzermorschbar zähe Wille dieser Inselmenschheit schuf, dämmert, aus Wintermorgensgrau, seit dem Schwinden des Julmondes die Hoffnung, den letzten Traum Eduards des Siebenten in den Bodengrund lebendiger Wirklichkeit zu rammen. Oft genug wurde, da dieser König-Kaufmann noch, wie Faustens Helena einst bewundert viel und viel gescholten, in niemals unmännlicher Anmuth unter uns wandelte, das von dichten, mit Blümchen durchstickten Schleiern eingehüllte Ziel seines Wunsches hier gezeigt: nach der Sicherung des (nicht ins Ungeheure, nur ins Nothwendige abzurundenden) Britenbesitzes die Wehrkräfte der europäischen Großstaaten in unverrückbare Grenzen zu zwingen oder zu schmeicheln, zu überreden oder zu pferchen. Immer wieder wurde auf die Stunde hingewiesen, aus deren Nebeln der Ruf zur Wehrmachtbegrenzung über den Aermelkanal tönen müsse; immer wieder, Manchem allzu oft, gewarnt, ohne den Kompaß eines nicht von Wetterlaune beirrbaren Wollens, ohne den zur Speisung einer Riesenmaschine gestapelten Heizstoff in unsichtige Luftschicht hinauszudampfen. Schlug nun die Stunde und wirkt Eduards gar nicht titanischer, nur flink aus Erfahrung belehrter Geist noch aus dem Grab? Herr Lloyd George, Britaniens Schatzkanzler und stärkster Agitator, glaubt, die Um-

wandlung der Oligarchie, des von nobility und gentry, als den Landeigenthümern, beherrschten Staates anglo-normannischer Eroberer, in eine friedliche, der Masse dienstbare, von der Massenempfindung bestimmte Gemeinschaft dürfe nicht länger verzaudert werden; bereitet drum, mit schrofferem Zugriff, als, im London der verblühenden Victoria, der Romantiker Karl Marx zu ahnen wagte, die „Expropriation der Expropriateurs" vor; lugt nach den Milliarden aus, mit denen des selbstbewußt erwachenden Volkes Frühhunger zu sättigen wäre; und ruft die Vorkämpfer der Demokratie, deren Alltagsstimmung stets friedlich, von heroischer Lebensauffassung abgeneigt ist, zum Kampf wider „den organisirten Wahnsinn übertriebener Rüstung". Die durch Herkunft und Gewohnheit so derben Mitteln fernen Kollegen, die sich eher noch im Ministerium Seiner Huldvollen Majestät als des grilligen Demos fühlen, blinzeln und schwichtigen mit der Wimper: Nehmet seine Rede, des Walisers, nicht gar so feierlich ernst; er plant a new departure (nach dem Wort seines Vorbildes Gladstone, der freilich weniger munter, mehr Presbyter als Marktschreier war) und späht nach dem Pfahl, an den er seinen Kahn, bis die Mannschaft geheuert, die Ladung gespeichert ist, ketten könnte. Auch sie aber dulden gern, daß Sendboten Britaniens das Festland abtasten und (ohne irgendwelche Vollmacht, versteht sich) in den Hauptstädten der vom Wehraufwand wundgedrückten Staaten leis fragen: Hättet Ihr Lust zu einem fürs Erste unverbindlichen Geplauder über die Möglichkeit, die Rüstunglast zu erleichtern? Nur aus Britanien konnte die Frage kommen; erst nach dem ohne Blutverlust in Südosteuropa erfochtenen Sieg, der das auf einer Halbinsel (Liautung) begonnene Werk auf einer Halbinsel (Balkan) krönt. Auf dem Wappenschild des Geeinten Königreiches blinkt, unter dem gekrönten Goldlöwen, in sanfterem Glanz Davids Harfe. Deren Silbersaiten rührt nun der sonst so Wilde, der in der Taufe den Namen David empfing (und vor dem die Goliaths so zittern, daß sie, um nicht in die Zange seines Enteignerwillens geklemmt zu werden, ihren Landbesitz, den uralten der Bedford sogar, zu leidlichem Preis losschlagen), und läßt sie tönen, wie Jubals einst sang. „Noch vor einem Jahr durften wir einen so kühnen Schritt nicht wagen; jeder Versuch zur Wehrmachtbegrenzung hätte damals einen gefährlichen Rückschlag gebracht. Jetzt erst schlug die günstige Stunde;

und die heiligsten Interessen der Menschlichkeit und Gesittung mahnen uns, diese Stunde nicht zu versäumen.“ Honny soit qui mal y pense: auf blauem Band schlingt der Spruch sich um Britaniens Raubthierschild. Weh dem Zweifler, der keusche Tugend mit loser Verdächtigung kränkt! Nur lehrt jedes Buch der Geschichte, daß Englands Weltgeschäft immer am Besten rentirte, wenn Menschlichkeit, Gesittung und anderes heiliges Gut als seines Trachtens höchstes Ziel den Gläubigen gezeigt worden war.

Die Zeit, jubelt David, ward nun erfüllt. Ein Jahr lang hat, mit Greys Zunge, England als Weltenrichter gesprochen. Offenbar ward der Christenheit, dem Islam, den Hindu, Buddhisten, Shintoisten, daß die gewaltigste Westmacht die Geschicke des Erdballes lenkt; daß ihrer Office, wie einem Delphoi, die Rathsucher zuströmen; daß sie Mohammeds Reich vernichten und in neues Leben retten konnte, heute noch aushungern und ernähren kann. Offenbar, daß sie ihre Freunde reichlich (kostenlos: Mongolei) zu belohnen, die ihr Verfeindeten in Sanftmuth zu bändigen und die gezähmten mit Zuckerstückchen (kostenlos: Angola) zu beglücken vermag. Ihr Wille gebietet, wie weit in Südost der Slavenwall sich strecken, nach welchem Beutetheil Hellas greifen, was vom Albanerland ohne Fremdherrn bleiben darf. Und den Richterstuhl umjauchzt die Dankbarkeit der Mächte, die in Geduld, Demuth, Opferbereitschaft der weisen Leitung Britaniens gefolgt sind und das mit dem Glück der Menschheit befrachtete Schiff vom londoner Lotsen durch Klippen, über Untiefen hinweg steuern ließen. Der Blödeste müßte nun, endlich, merken, was geschehen ist; welches Geschehen von den unthätig scheinenden Häuptern Europas abgewartet wurde. England glaubt, den Bilanzgewinn des Jahres 1913, der durch den Sommerkrieg, den vom gewissenlosen Uebermuth des koburgischen Bulgaren heraufbeschworenen, gefährdet schien, an dem Tag, der ihm ein neues Häuflein internationaler Verträge schichtet, in seine Münzstätte schleppen und in Umlauf durch das weiträumige Imperium bringen zu können, das nach stärkender Nahrung lechzt. Wozu noch säumen? Die Spesen thürmen sich in Firnhöhe. Und keine Nothwendigkeit befiehlt noch, den zu Britaniens Gunsten gebuchten Saldo dem Blick Europens zu verhängen. Jetzt darf jedes Auge merken, daß aus dem Zeitabschnitt, der Millionen ein Unheilsjahr (ein alten, vor der Zahl

Dreizehn scheuen Aberglauben bestätigendes) dünkte, der Löwe des in dunkler Stille erlisteten Nutzens Löwentheil heimtrug. Auch das Auge des Gefährten, der im Gewölb dieses Jahres seiner eigenen Sache, der ihm heiligsten, den Sieg zu erstreiten wähnte. Irrthum, laß los der Augen Band! Das freie Gesichtsfeld erlaubt, klar zu erkennen, wer Sieger ward, wer ohne Mühensertrag oder mit blankem Scheingewinn nach Haus schleicht, wer sich mit schmalem Profit begnügen muß. Wird Rußland, wenn auch aus seiner Schneenacht der Morgen des Abrechnungtages graut, mit dem Senior-Partner zufrieden sein und den Minister, der es in solche Partnership drängte und, wenn er auch nicht mehr für die Firma zeichnet, doch für die Lustralbilanz verantwortlich bleibt, aus freudigem Gemüthswillen in den Rang großer Staatsmänner heben?

Wenn Alexander Petrowitsch Iswolskij, der den Gossudar aller Reussen in Paris, am Zahlschalter des Zarenreiches, vertritt, morgen aus dem Amtsbezirk schiede, wäre die Namensdauer, die erst den an der Wirkensmöglichkeit verzweifelnden Magister Faust Trug dünkt, im Erinnern ihm für eine lange Wegstrecke gewiß. Dem Mann, der zwei Jahre nach dem Frieden von Portsmouth (der einen von England mit Japans Waffen gegen Rußland geführten Krieg endet) über Persien, Afghanistan, Tibet sich mit Britanien verständigt und damit der Triple-Entente aus Traumgebilden in greifbare Wirklichkeit hilft. Der Oesterreich-Ungarn demüthigen will und nicht nur auf des Trachtens Ausführung verzichten, sondern auch vor Europens Ohr gestehen muß, daß es niemals in einen Rechtsgrund verankert war. Dann mit Japan den Vertrag schließt, der als ein Schutz- und Trutzbündniß gegen das sich sacht regende China gedacht ist. Er schürt, noch vielleicht nicht mit ganz wachem Bewußtsein, das Feuer, in dessen Gluth das morsche Gebälk der alten Türkei verbrennt. Nach heimlich geschäftigem Weben schwenkt er das Flaggentuch italo-russischer Freundschaft, deren Ziel kurzsichtigen Augen allzu lange unerkennbar bleibt. Im Südostwinkel unseres Erdtheils hobelt sein Arm hastig die scharfen Kanten weg, die den Juchtengurt eines Balkanbundes zerschrammen oder durchscheuern könnten. Hic et ubique. Zu jedem Film, den unser inneres Auge seit 1906 sah, hat er die Gruppen gestellt; oft auch die Kurbel gedreht. Der Walfisch tätschelt mit der Schwanzflosse zärtlich den Bären, den die

Wasserkunst der Spritzlöcher zu ergötzen scheint. Ehe die Wunden von Mukden und Tsushima verharscht sind, ist Rußland den Briten, sogar den Japanern verbündet. Trotz den schmerzhaften Enttäuschungen eines Jahrhunderts wieder dicht von dem frommen Wahn umnebelt, die Dankbarkeit der befreiten Balkanvölker werde sich vor dem Zaren als dem willkommenen Nachfolger des Khalifen-Sultans in jauchzender Andacht beugen. Zwischen Serben, Griechen, Bulgaren scheint das Unkraut uralten Haders, wie von einer Maschinenhacke, über Nacht ausgejätet; und der Wladika von Cetinje, der einst der Connetable des Osmanenheeres werden wollte, zückt wider den Großherrn das Schwert. Zu all diesem Geschehen hat Alexander Petrowitsch Jswolskij Beträchtliches mitgewirkt. Er hat nichts allein „gemacht"; ohne ihn aber ward nichts. Dem Erdboden haben die Zacken seines Wesens sich tief eingefurcht. Und er hat, von Amtes wegen, doch kaum vier Jahre lang das internationale Geschäft Rußlands geleitet. Die Behauptung, daß er von der petersburger Sängerbrücke die Macht, nur nicht deren Blinkschein, ins pariser Botschafterviertel mitgenommen und unterwegs kein Fädchen von seiner Kunkel verloren habe, wurde von Offiziellen und Offiziösen mit eifernder Biederkeit bestritten. Sasonow, heißts, gebietet hier, nicht Jswolskij. Natürlich. Verrieth das Garn je die Spindel, von der es kam?

1906. Der unselige berliner Einfall, dem Westnachbar, weil er für die süßeste Naschwaare nur mit frostigem Lächeln gedankt hat, nun die Faust hinzurecken und ihm, bis er artig geworden sei, Marokko, den Preis für Egypten, für den Sudan und anderen Verzicht, zu sperren, hat den Schlaf der Welt gestört. Der Zorn, der aus der Erkenntniß wächst, daß Frankreich nicht zur Kraftprobe bereit, daß die Heeresintendantur und das Festungwesen verlüdert war, wirbelt aus fast schon verglimmenden Funken ein neues Nationalempfinden auf, dessen Brunst in der Jugend, auch in der kindlich treu, ohne Gewissensskrupel, der Republik anhangenden, rasch den Entschluß zu mannhafter Hingebung ans Vaterland reift. Die Zeit russischer Ohnmacht, grollt es von Calais bis nach Marseille, soll zur Demüthigung Frankreichs benutzt werden; in keiner anderen Zeit hätte Deutschland solche Zumuthung gewagt. Dem Volksglauben steigt der Bündnißwerth Rußlands ins Unermeßliche. Bricht, so nah am Herzen Europas, die alte

Wunde wieder auf und sehen wir, nach fünfunddreißig Jahren läßlichen Friedens, die Heere Deutschlands und Frankreichs noch einmal im Schlachtendrang? Der Einspruch, dem Bismarcks majestätischer Menschenverstand 1871 auszubiegen wußte, wäre jetzt gewiß; mindestens eine Großmacht dürfte nicht warten, bis ihr Schicksal am Willen des Deutschen Reiches hing, das der Republik das Rückgrat gebrochen hat. In Berlin und in Wien gilt den Meisten Rußlands mandschurische Niederlage noch als Glücksbürgschaft. Ist noch nicht erkannt, daß der kühnste Britenkopf nicht hoffen durfte, den Kolossus von Moskau zu zertrümmern, sondern nur, ihn von Südostasien nach Europa zurückzukehren; daß darum die Nachbarn, denen Rußland lästig werden könnte, ihm entweder in Asien helfen oder das dort verwundete Reich auf seinem europäischen Boden für die Zeitspanne eines Menschenalters lähmen mußten. Niemand hat Lust, die Verantwortung großer, vielleicht mit dem Schwert auszufechtender Beschlüsse auf sich zu nehmen. In den Kanzleien wird mit dem Glauben gerechnet, daß Rußland in langes Siechthum sinken und sich still bescheiden werde. Und muß es den Nachbarn nicht dankbar sein, die ihm gestatteten, seine zuverlässigen Truppen von den Westgrenzen wegzuziehen? Seit dem fünfzehnten Januartag wird in Algesiras verhandelt. Laut über Marokko: leise über größere Gegenstände. Vor dem Beginn der Konferenz hat König Eduard zu Frankreichs Botschafter Paul Cambon fast genau so gesprochen wie ein Vierteljahrhundert zuvor Bismarck zu dem berliner Vertreter der Republik: „Sagen Sie uns, was Sie wollen: wir werden für jeden Ihrer Wünsche eintreten.“ An der spanischen Küste ist Eduards Vertrauensmann Sir Donald Mackenzie Wallace betriebsam; oft zwischen Englands und Rußlands Bevollmächtigten Sir Arthur Nicolson und dem Grafen Cassini zu sehen (denen sich manchmal auch der Geschäftsträger Cartwright gesellt). Daß sie sich nur mit Cassinis weißem Hündchen beschäftigen und an des Grafen Witzen über die „großen Ohnmächte“ und die schlechte Küche freuen, ist nicht anzunehmen. Warum sind denn die Großen nicht stark genug, dem Scherifenkram ein rasches Ende zu bereiten? Weil zwischen Britanien und Rußland noch nicht Alles in reinlicher Ordnung ist. „Wir Russen haben in Asien eine Dummheit gemacht. Li-Hung-Tschang hatte, als er zur Zarenkrönung nach Rußland gekommen

war, dem Finanzminister Witte gerathen, die Bahngleise nur bis Wladiwostok zu legen und sich nicht ins Dickicht des Südens locken zu lassen. Alexejew, Bezobrazow, Plehwe und Andere eiusdem farinae hatten das Ohr des Kaisers: und die Warnung wurde überhört. Wir haben es bitter gebüßt. Aber Ihr Briten seid nicht gescheiter, wenn Ihr meint, unsere Schwächung müsse Euch nützen. Asiens Erde hat Raum für Alle; und in Europa würde durch unsere Entkräftung Deutschlands Hegemonie gesichert. Das Wachsthum deutscher Menschen- und Vermögensziffer, den Neubau deutscher Kriegsschiffe könnt Ihr nicht hemmen. Aber der Gefahr vorbeugen, daß an den empfindlichsten Stellen Eures Reichsleibes, in Egypten und Indien, auf den Wink des den Deutschen befreundeten Khalifen der Islam sich wider Eure Vormundschaft empört und in der selben Stunde vom Endstück des Bagdadbahnstranges aus ein deutsches Heer nach Indien marschirt. Muß Frankreich sich unter die Wucht deutscher Drohung ducken und Rußland auf schnelle Erneuung seines Prestige verzichten, dann bleibt Ihr mit Deutschland allein, das Armee und Flotte verstärken und die Mohammedaner gegen Euch hetzen wird. Einigt Ihr Euch mit uns und reißen wir, Beide vereint, Frankreich aus der Klemme, dann ist dieser Dreibund unüberwindlich. Ihr habt die größte Flotte, wir haben das größte Landheer, Frankreich hat den größten Bargeldvorrath: Woher käme die Koalition, die uns widerstünde?" So könnte Cassini gesprochen haben. Allerlei schlimmes Gerücht ängstet die Pariser. Rußland zeige sich in Algesiras lau, England eiskalt; Beide seien bereit, in Casablanca die Polizei so zu organisiren, wie der österreichische Vermittlungvorschlag empfehle. Schon hat in der Deputirtenkammer Herr Doumergue (der jetzt Ministerpräsident ist) die Russen, weil sie dem Freund und Gläubiger nicht genug Waaren abkaufen, derb zu schelten gewagt. Schon flüstern Furchtsame, Frankreich werde auf der Konferenz einsam bleiben. Da giebt im März die Triple-Entente ihr erstes Lebenszeichen. Sir Edward Grey und Graf Lamsdorf erklären, daß sie auch in puncto Casablanca Frankreichs Willen stützen; unterstreichen dieses Gelübde dicker, als Diplomaten zu thun pflegen. Von dem Brustkorb der Republikaner löst sich der Alb. König Eduard hat Herrn Bourgeois das Wort gehalten, daß er den Herren Delcassé und Paul Cambon gab; und in Peterhof

scheint die Gruppe, die der englischen die deutsche Freundschaft vorzog, des fruchtlosen Wortkampfes satt. Lamsdorf ist kränklich, müde, nicht der Ferge für den Kahn, der neue Ufer sucht. Die Cirkularnote, die, am neunzehnten März, jede Verdächtigung russischer Bündnißtreue schroff abwehrt, ist seine letzte sichtbare Leistung im Auswärtigen Amt. Im Mai geht er und sein Nachfolger wird der fünzigjährige Herr Iswolskij, der im Vatikan, in Japan, zuletzt in Dänemark als Gesandter des Zaren beglaubigt war.

Hohe Excellenz, Erbe der Nesselrode, Gortschakow, Giers, Lobanow, Gebieter zwischen dem Winterpalast und dem Generalstab: zügelloser Ehrgeiz konnte in Kopenhagen nicht rascheren Vorsprung träumen. Witte, der dem schwachen Lamsdorf gern dreinredete, ist fort und Stolypin dem internationalen Geschäft fremd. Der neue Herr kann schalten, wie ihm beliebt. So lange des Kaisers Gnade ihm lächelt. Nur ist, leider, das Feld, auf dem sein Wille sich auswirken könnte, von Schranken verengt. Der asiatische Acker ist im Süden verloren und braucht im Norden Ruhe; und in Europa stieße jeder kräftig vordrängende Wunsch, mag er nach Skandinavien oder nach dem Balkan langen, nicht nur auf österreichischen und deutschen, sondern wohl auch noch auf britischen Widerstand. Wenn man mit England einig würde, ließe sich leben. Nach den Niederlagen und Putschen muß Rußland einen Erfolg illuminiren und, zunächst seiner eigenen Menschheit, zeigen, daß es noch immer von zärtlichen Freiern umworben ist. Seit es vom Stillen Ozean abgedrängt wurde, ist es für Indien nicht mehr eine nahe Gefahr. Darf England aber wünschen, daß sich das Slaventhum, eine Glaubensgemeinschaft, ein Islam von hundertfünfundvierzig Millionen Menschen, wieder gen Asien wende oder muß ihm, neben dem auf allen Meeren und Märkten Deutschland heranwächst, lieber sein, daß die Slavenfluth in Südosteuropa die Deiche bricht und ein Gelände germanischer Hoffnung überschwemmt? Die alte Frage, die vor und nach Moriers petersburger Botschafterzeit manches Britenhirn beschäftigt hat, heischt endlich Antwort. Wo ist, in Europa oder in Asien, das Slaventhum der englischen Weltmacht gefährlicher und wo kann es ihr nützlich werden? Zwei Willenstriebe suchen einander. Als Iswolskij fünfzehn Monate im Amt ist, kann jedes unverstopfte Ohr ahnen, welche Antwort der Frage gefunden ward. Der letzte Juli-

tag des Jahres 1907 bringt das (später auszubauende) russo-japanische, der letzte Augusttag das anglo-russische Abkommen. Am vierten Juni 1908 spricht Sir Edward Grey im Parlament: „Ich bin dafür, daß England und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch fallen, wenn das Unterhaus ihm die Erfüllung versagt.“ Die Mehrheit stimmt ihm zu. Am zehnten Juni empfängt Kaiser Nikolai Alexandrowitsch (mit Frau und Mutter) im revaler Hafen den König und die Königin von England; die Regirungen sind durch Iswolskij (den die Huld der Schwestern Maria Feodorowna und Alexandra schon am dänischen Hof begnadet hat) und Sir Charles Hardinge vertreten. Eduard ruft über die Ostsee: „Ich bin gewiß, daß der neue Vertrag das Band, das die beiden Völker umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten wird, wichtigen Zukunftfragen in Freundschaft eine befriedigende Antwort zu finden.“ Fürs Erste gestattet er, dem Sultan für Makedonien das anglo-russische Reformprogramm aufzuzwingen, dessen Ausführung er als allmächtiger Großherr nicht überleben konnte. Auch nicht überleben soll: denn Abd ul Hamid scheint dem Deutschen Reich zugethan und des Willens verdächtig, in der Stunde englischer Noth die indischen Musulmanen wider Britaniens Ostflanke zu hetzen. Dreiunddreißig Tage nach Eduards Abfahrt aus der revaler Bucht kommt es im Dritten (makedonischen) Corps des Türkenheeres zu offenem Aufruhr. Von Saloniki und Monastir frißt der Brand mit hastiger Gier weiter. Abd ul Hamid wird entmachtet, verschwindet; die Stunde der Jungtürken schlägt. Gläubige Gemüther sehen der Völkerfreiheit im Ost einen neuen Morgen dämmern. Doch aus fahler Röthe steigt kein junges Himmelslicht; und der Herrschaftbereich der Mondsichel wird schmaler, als er seit den Siegertagen des zweiten Mohammed war. Im April 1909 schwelgen die Jungtürken im Triumph. Im November 1912 haben sie den afrikanischen Besitz und drei Viertel des europäischen verloren. „Ils n'ont pas su faire“, sagt der abgesetzte Sultan, den die „Loreley“ an den Bosporus zurückbringt. Er staunt nicht, hat nichts Anderes erwartet; fragt nur immer wieder: „Wie haben sie es angestellt, daß Griechen und Bulgaren einig wurden? Diese Leistung hätte selbst er den Leuten nicht zugetraut, unter de-

ren Kolbenstößen sein Thron zerbrochen war. Auch in dem weißen Schlaukopf des Gefangenen leuchtete nicht die Erkenntniß, daß in allen Zonen der Politik, weil gegen Wahrscheinliches Jeder sich rüstet und manchmal doppelt versichert, das Ziel listiger Kühnheit sein muß, Unwahrscheinliches Wirklichkeit werden zu lassen.

England, Frankreich, Rußland: zwanzig Jahre zuvor wäre diese Trias nicht nur unwahrscheinlich, wäre sie unmöglich genannt worden. Nun ist sie Ereigniß. Rußlands Palaeologenadler wendet sich wieder westwärts; und durch sein Gefieder ist eine Wundspur vom schärfsten Auge nicht zu erspähen. Fast schämt man sich schon, über die russische Niederlage, Revolution, Geldsorge noch zu reden. Zwischen dem Weißen und dem Gelben Meer keimt Lenzeshoffnung auf eine helle Zukunft und der Erdkreis lauscht, wie in der Zeit Nikolais des Ersten, der leisesten Willensregung, deren Hall aus Petersburg kommt. Iswolskijs Werk? Er hatte King Edward und zwei gekrönte Damen in seinem Spiel, das von feinen Köpfen vorbereitet war; aber seine Anfangszüge waren wirksam und unter Dutzenddiplomaten ist er eine Figur. Er hat in der richtigen Stunde die richtige Frage gestellt: „Asien oder Europa?" Und daß ihm beim Abschluß des Perservertrages als Prämie die Oeffnung der Meerengen zugesagt worden ist, gilt als sicher. (Alexej Suworin, der Besitzer der „Nowoje Wremja", erfragte damals mein Urtheil über den Vertrag; als ich geantwortet hatte, das Wichtigste werde wohl eine geheime Bosporusklausel sein, sagte er: „Seltsam; Das hat mir Iswolskij auch angedeutet.") Mit solchem Ertrag zweijähriger Arbeit darf Einer sich brüsten. Wenn der Mann nur nicht im Rausch übermüthig wird, im Durst der Ruhmsucht unreife Birnen pflücken will und in Gortschakows Sanguinismus ausgleitet!

Seine Freunde lernen es fürchten. Hat er Gortschakows bösen Groll gegen Oesterreich geerbt? Mit dem Botschafter Grafen Berchtold verkehrt er intimer, als nach der Norm nöthig wäre. Er hat auch, im Februar 1907, den Pakt verlängert, den „pour le maintien du statu quo et de la paix générale" Oesterreich-Ungarn 1897 mit Rußland geschlossen hat. Seitdem aber sind am Westhimmel Windwölkchen sichtbar geworden. Freiherr von Aehrenthal, der ein paar Monate nach Iswolskij ins Ministeramt gekommen ist, scheint schwieriger als Graf Goluchowski; kein so bequemer Partner. Als Botschaftrath und Botschafter galt er in Petersburg als

Rußlands treuster und klügster Freund und wurde nicht nur von Schwanebach in überschwingenden Hymnen gefeiert. Am Ballhausplatz, als selbständiger und verantwortlicher Staatsmann, sieht er ganz anders aus. In aller Stille hat er von der Hohen Pforte die Konzession zum Bau der Sandschakbahn erlangt. Am siebenundzwanzigsten Januar 1908 sagt ers. Das, pfauchen wüthende Russen, ist das Ende des Statusquo, also auch unserer Vertragspflicht. Aus Rom und Athen, Belgrad und Sofia prasseln neue Verkehrsprojekte aufs Jungtürkendach. Lästig, denkt Iswolskij; den guten Baron läßt mein Ruhm nicht schlafen; auch von ihm soll man reden. Doch am Ende ists gut, daß wir der Fesseln ledig sind und allein für die Zukunft unserer südslavischen Freunde vorsorgen können. Die Hohe Excellenz darf den Verdruß nicht zeigen; denn die stambuler Wirrniß kann morgen zum Eingriff zwingen: und dazu ist Oesterreichs Zustimmung nöthig. Die braucht man auch, wenn der Meerengenvertrag geändert wird. Vernunft warnt, das winzigste Brückentheilchen abzubrechen. Briefwechsel Iswolskij-Aehrenthal. In Buchlau sind Beide am fünzehnten September Gäste des Grafen Berchtold. (Schade, daß uns nicht ein Rembrandt die drei Gildenmeister, drei Temperamente gemalt hat: den glanzlos schwerfälligen, ohne Scheinsucht ins Wesen seiner Aufgabe versenkten Staatsgeschäftsmann, den hitzig assoziirenden und kombinirenden Erhascher jeder möglichen Minutenwirkung und die im Frost reinen, nie stürmenden Empfindens gekühlte Noblesse des Wirthes, der noch im Drang der Berufsarbeit ein Genießer bleibt, eines schön gegliederten Satzes sich wie einer Patriotenthat freut und am Liebsten die Kanzlistenleistung auf die Wägschale der Aesthetik höbe.) Der ganze Berliner Vertrag wird durchgesprochen, jede mögliche Wandlung türkischen Besitzstandes erörtert, die, in Bosnien, Makedonien, im Pontus, zu Aenderung oder Ergänzung nöthigen müßte. Ueber dieses Gespräch ist viel offenbar Falsches, manches Glaubliche berichtet worden; ehe der Herr von Buchlau, der lügen nie lernte, als Ohrenzeuge ausgesagt hat, wird der schlauste Ermittler durch Dunkel tappen. Daß Aehrenthal nicht deutlich sprechen wollte, daß Iswolskij, weil er spitzige Repliken besann, nicht so scharf aufhorchte wie sonst, ist wahrscheinlich. Gewiß aber, daß der kluge Freiherr diesmal klug genug war, nicht klug zu sein. Wenn er seinen Mann

genau kannte, machte er ihn zum Vertrauten. „Sie sind der Einzige. Wir müssen jetzt annektiren, ehe die Jungtürken-Wahlen ausschreiben und .. Ein Staatsmann Ihres Kalibers wittert die Gründe. Meerengenöffnung? Russischer Verschluß des Schwarzen Meeres? Wann Sie wollen. Wir müssen und werden ja noch eine weite Strecke mit einander gehen. Möchten Sie es Ihren Freunden in London, Paris, Rom sagen? Ich kann mir nichts Nützlicheres denken; den Tag verabreden wir. Und, nicht wahr, Sie halten auch die Serben von Thorheiten ab? Auf die beiden Provinzen, die uns von Rußland selbst schon in Reichstadt, 76, zugesprochen worden sind, konnten sie als ernsthafte Leute doch nicht zählen; und ihnen bleibt von der Türkenbeute ja genug. Den Sandschak räumen wir. Fließen die beiden Serbenströme zusammen und mündet so, endlich, auch der Hauptarm ins Meer: meinetwegen; wenn der Lauf nicht zu tief ins Albanesische führt." Aehrenthal hätte sich einen eifernden Helfer geworben; ohne großes Risiko: die Annexion war ja beschlossen. Daß er, dem schon der Schein fremder Hilfe (Bülow-Pourtalès: der avis amical, der die Russenwuth dämpfte) widrig war, den Versuch nicht machen wollte, ist theuer geworden.

Ists schon vergessen? Rußland hatte geglaubt, über die makedonische Justizreform mit Oesterreich einig zu sein, und nicht geahnt, daß Aehrenthal entschlossen war, diesen (den Türken unbequemen) Plan um den Preis der Sandschakbahnkonzession aufzugeben. Die Meldung, daß die Botschafter Marschall und Markgraf Pallavicini (Franz Josephs Vertreter am Goldenen Horn) den auf dem Boden des mürzsteger Programmes gewachsenen Entwurf türkischem Einspruch geopfert haben, wirkt mit der Macht nächtigen Feuerschreckens. Läßt sich aber als das Zufallsprodukt eines Mißverständnisses bemänteln. Und am Vorabend einer muslimischen Revolution darf ein moralisch verantwortlicher Minister sich den Luxus der Empfindlichkeit nicht gestatten. Iswolskij beißt die Lippe; und schreibt dem wiener Kollegen einen netten Brief. Ungefähr: Wir müssen zusammengehen und, für alle Fälle, schon jetzt uns über das zur Kooperation taugliche Gebäude verständigen; Rußland könnte durch nahe Ereignisse ja genöthigt werden, Stambul und Galata zu besetzen, um sich Forts gegen den rebellirenden Islam zu schaffen; was würden Sie dann thun? Schwer vorauszusagen, lieber Kollege; zunächst müßte Oesterreich-

Ungarn wohl seine Kriegsflagge im Bosporus zeigen; ob es durch die Pflicht zur Ansehenswahrung auch gezwungen würde, au delà de Mitrovitza nach Saloniki zu marschiren, ist heute noch nicht erkennbar. Dieser Briefwechsel (dessen Veröffentlichung das russische Eifern für die Unantastbarkeit der Türkei seltsam beleuchtet hätte) geht dem Aufruhr im makedonischen Corps, dem Rebellenmarsch in die Hauptstadt, der Revolution Mahmuds voran. Zwei Monate danach ist die Summe des Möglichen, aus der das Nothwendige zu errechnen wäre, kleiner geworden. Die Türkensache (ungefähr so mag in Buchlau das Gespräch begonnen haben) hat sich anders gewendet und rascher entwickelt, als wir in der Zeit unserer Korrespondenz vermuthen mußten; jetzt bleibt uns, Beiden, nicht viel mehr als der Wunsch nach einem guten Verhältniß zu den neuen Machthabern. Versteht sich. Auch wir Oesterreicher denken nicht an eine Gebietserweiterung auf Kosten der Türkei; sind sogar bereit, ihr den Sandschak zu räumen. (In einer Denkschrift, deren Inhalt Graf Berchtold am fünfzehnten Dezember 1913 der Oesterreichischen Delegation andeutete, sagt Aehrenthal, der Sandschak wäre, weil er starke Befestigung forderte, zu theuer, auch, weil er in seinem Engpaß ein Armeecorps unter drei Feuerfronten festgehalten hätte, im Kriegsfall gefährlich geworden und hätte, als Fremdkörper zwischen Serbien und Montenegro, die Einigung zweier orthodoxen Slavenstaaten gegen Oesterreich erwirkt: also nur Rußland genützt. Welchem Auge die Denkschrift zugedacht war, wissen wir nicht; dürfen aber bezweifeln, daß sie Aehrenthals Meinung ganz aussprach.) Da Oesterreich aber nicht dulden kann, daß in den seit dreißig Jahren von ihm okkupirten Provinzen Wahlen fürs türkische Parlament angeordnet werden, läßt die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina sich wahrscheinlich nicht mehr lange vermeiden. Diese formale Aenderung des Besitzverhältnisses ist für Rußland ja belanglos; auch in unseren Geheimverträgen vorgesehen und seit der Reichstädter Konvention vom fünfzehnten Januar 1877 von uns mit der Neutralität im Türkenkrieg anständig bezahlt. Assurément, cher baron; trotzdem würde in dieser kritischen Stunde, die den Südslaven neue Gefahr zeigt, die Annexion in Rußland Aergerniß geben; und ohne einen Europäischen Kongreß ginge es wohl kaum. Nicht meine Ansicht, sagt Aehrenthal; Rußland hat vor dreißig Jahren zugestimmt, mit

der Türkei werden wir uns verständigen und die Anderen haben nicht dreinzureden; immerhin würde ich einen Kongreß, der die Einverleibung nur registrirt und unser Besitzrecht nicht erst erörtert, ohne Zaudern beschicken. Die Stirn des Russen ist noch umwölkt. Aus dem Sorgendunst zuckt die Frage (die ihn nach Mähren geführt hat): Würde Oesterreich uns Schwierigkeiten machen, wenn wir die Oeffnungen der Meerengen forderten? Nicht die geringsten. Schön; einstweilen sind wir ja noch nicht so weit; ich bin auf Urlaub, als Gast unseres lieben Grafen ein Privatmann ohne Vollmacht, werde nach meiner Rückkehr in die Heimath dem Zaren über unser Gespräch berichten und bitte nur, den Entschluß zur Annexion, wenn er Ihnen unaufschiebbar scheint, mir früher als allen Anderen mitzutheilen. Zugesagt? Ehe drei Wochen verstrichen sind, hat der Botschafter Graf Khevenhüller dem Präsidenten der Französischen Republik, Graf Mensdorf-Pouilly dem König von England (der ihn, zum ersten Mal, unfreundlich empfängt und ohne Einladung zur Hoftafel entläßt) die Thatsache der Annexion angezeigt. Vielleicht hat Aehrental gefürchtet, ein sentimentalisch beschwörender Brief Nikolais könne seinen greisen Herrn zu einem Zögern stimmen; vielleicht auch bedacht, daß ein der Höflichkeit des Tischgenossen abgezwungenes Wort das Handeln des für ein Reichsschicksal verantwortlichen Staatsmannes nicht binden dürfe. Er griff nach dem Luntenstock.

In Paris hört Iswolskij: Oesterreich hat annektirt; die Staatshäupter haben die Briefe des Kaisers Franz Josef empfangen. Und er hat nichts gewußt. Sechzehn Tage ist es her, seit er aus Buchlau abreiste: und er hat nichts gewußt! Er reist während der Wehen solchen Geschehens in der Welt herum. Wie steht er morgen vor seinem Herrn? Vor den Genossen des Bündnisses und der Entente, den Südslaven, die ihn als Schutzpatron ehrten, dem Neid überflügelter Diplomaten, vor der emsig sonst von seiner Hand gebürsteten und gekämmten Oeffentlichen Meinung und der selbstbewußten „Gesellschaft" in Peters Stadt? Er ist um allen Kredit. Ein Blender, wirds heißen. „Das blinde Huhn, das ein Korn aufgepickt hat. Der Erfolg hüpfte ihm in den Schoß. Jetzt zeigt sich, daß er nichts kann. Der kalte Lexa hat den Tölpel übertölpelt. Bis nach Mähren fuhr Alexander Petrowitsch, um sich einseifen und barbiren zu lassen." Unerträglich. Doch immer noch

nicht das Schlimmste; auch aus Südost hagelt Unheil. Fürst Ferdinand hat sich zum Zaren der Bulgaren ernannt (nicht: von Bulgarien; die Makedonen sollen sich gewöhnen, in ihm den Gebieter und Hort zu sehen). Vorher war er in Wien, in Ungarn, wurde schon wie ein König behandelt, hat wohl heimlich Alles vereinbart: und der Minister des Slavenpapstes hat nichts geahnt. Zar! Gestern gab es nur einen, heute sind ihrer zwei. Und der Koburger, der Oesterreichs Reiterrock trug, fühlt sich vielleicht gar auch schon als Erben und Nachfolger des Caesars von Byzantion. Die Stirn, der, mit der Mütze des Monomachos, die Krone Konstantins gebührt, runzelt sich und das Russenvolk knirscht zürnig, als hätte Frevel ihm ein Heiligthum bespien. Wer trägt die Schuldlast? Der in Buchlau Gefoppte, den man nie von Kopenhagens Langer Linie wegholen durfte. Nein, kreischt der Angeklagte: Aehrenthal, den man aus der Gemeinschaft der Ehrlichen stoßen muß. Iswolskij rast durch Europa, will durch raschen und günstigen Abschluß des Meerengenhandels erweisen, was er vermag, und, vor der Heimkunft, die allzu breit klaffende Wunde überpflastern. Vergebens. Bosnien-Herzegowina auch nach Formalrecht zu Oesterreich-Ungarn gehörig; Bulgarien ein vom letzten Vasallenband gelöstes Zarthum; Kreta proklamirt sich als einen Theil des Hellenenstaates; Montenegro entkettet sich der Sperrpflicht, die Artikel 29 des Berliner Vertrages ihm aufzwang. Bricht das Chaos herein? Wer den Jungtürken, deren Nothbau in allen Fugen kracht, jetzt neuen Verzicht auf altes Recht zumuthet, weckt gefährliche Sehnsucht nach der hamidischen Zeit. Schon droht die Möglichkeit ihrer Rückkehr (der April bringt die Gegenrevolution). Grey, der nie matt, nie von Leidenschaft verwirrt ist, hebt die Achseln. „Möchten Sie, daß mit Hamid die Deutschen wieder zur Herrschaft kommen? Rußland muß warten; und ist so stark, daß es warten kann.“ Nichts zu erlangen; nirgends. Iswolskij sinnt Rache; brütet, lechzt, schnaubt, siedet; und wird mit seinem Gefuchtel ein Bischen komisch. Er wähnt, ins weiße Kleid der Unschuld schlüpfen zu können, wenn er Aehrenthal pechschwarz angepinselt hat. Den nennt er nur noch „perfid“. Dessen Tücke will er überall herausschnüffeln. „C'est une obsession“, sagen die Zunftgenossen. Persönlicher Groll hat, gerade im Diplomatenbereich, oft Schaden gestiftet. Selbst Bismarck rief, als er hörte, daß Gort-

schakow zum Kongreß nach Berlin kommen werde, aus jäher Zornwallung: „Nun sieht Alles anders aus! Zum zweiten Mal soll der Eitle meinen Rücken nicht als Piedestal benutzen.“ Wenn er nur mit Schuwalow zu thun gehabt hätte, wäre Rußland mit dem Ergebniß des Kongresses vielleicht nicht ganz so unzufrieden gewesen. Kaum je aber eiterte aus einer Wunde der Eitelkeit schlimmeres Gift als im Winter und Frühling nach der Annexion. Gortschakows Minenkrieg gegen den Grafen Thun scheint harmloses Geplänkel, wenn man ihn der wüsten Tobsucht vergleicht, die den Grafen Aehrenthal umheulte. Der Minister und das Land, für das er, mit sauberer Waffe, focht. Oesterreich-Ungarn hatte den Russen nichts genommen, nichts zu schmälern getrachtet, keine Kränkung angethan; nur sein zehnfach verbrieftes Recht gewahrt. Dennoch wurde die Stimmung im Nordostreich nun wieder, wie sie war, als Bismarck aus Petersburg an seinen Chef Schleinitz schrieb: „Oesterreich zu hassen, ist im Geist des gemeinen Russen zu einer Glaubenssache geworden.“ Trotzdem dieses Oesterreich soeben durch Hingabe des Sandschaks verbürgt hatte, daß es nicht den Weg nach Saloniki beschreiten wolle. Trotzdem Iswolskij nicht leugnen konnte, daß in Buchlau die Möglichkeit naher Annexion, in aller Ruhe, besprochen worden war. Und trotzdem er schon in seines Zornes erster Hitze, am siebenten Oktober 1908, im „Temps“ offen gesagt hatte, die bosnische Sache könne Rußland nicht bestimmen, einen Krieg gegen Oesterreich-Ungarn zu führen.

Aus dem Köcher der Rede, die seinen Rückzug meldete, schwirrten zwei Pfeile: die Ankündung des Balkanbundes (damals noch eines der Serbenstaaten mit Bulgarien und der Türkei; System Tscharykow) und die laute Betonung des Werthes, der aus Rußlands freundschaftlichem Verhältniß zu Italien entstehen werde. (Auch Herr Tittoni sprach in der Kammer: „Die italorussische Verständigung ist ein Ereigniß, dessen ganze Wichtigkeit erst die Zukunft entschleiern wird.“) Im Oktober 1909 hat Iswolskij auf einem Umweg, der österreichisches Gebiet meidet, den Zaren nach Racconigi geleitet. Danach festigt er noch den Bund mit Japan und schickt den als Leiter der Politischen Abtheilung bewährten Herrn von Hartwig nach Belgrad. Dann geht er als Botschafter Nikolais nach Paris. Um den Westmächten näher, dem Schauplatz seiner ersten Schlappe, der einzigen, die sichtbar wurde, fer-

ner zu sein. Er hat aus überschäumenden Bechern den Trank der Rache geschlürft; den Mann, den er als Erzschelm verschrien hatte, überlebt; zu allen Geheimverträgen und Anschlägen mitgewirkt; und, nicht ohne Grund, den Ruf eines klugen, zähen, odyssisch verschlagenen Diplomaten erworben. Er hat sich, wenn er im Amtsbezirk handeln muß, jetzt am Zügel und würde nicht mehr so reden, nicht solche Briefe schreiben wie vor fünf Jahren. Nur, so rühmlich sein Lerntrieb ist: in die Schlichtheit geradlinigen, nicht um die Ecke schielenden Denkens hat er sich noch nicht geläutert. Wie hat er geschwitzt, gekeucht, sich geärgert und Andere zu ärgern versucht! Nicht sein Vaterland hat von all diesen Mühen den Hauptvortheil eingeheimst. Wenn ihn morgen ein Einfältiger aus alter Schule fragt, ob es nicht doch klüger gewesen wäre, die Türkenliquidation bis in den Tag hinauszuschieben, der Rußland zu starker und schneller Aktion eben so fähig findet wie Großbritanien: nur Iswolskijs Mund, nicht sein Hirn könnte antworten: Nein.

Er hat, weil ihm Wuth allzu lange des Denkens Fäden verwirrte, das zwiefache Hemmniß russischer Politik nicht erkannt, nicht den Doppelriegel gesehen, der sich vor den Entschluß zu starkem Handeln schob. Ein allgemeiner (nur in England, seit ein paar Jahren auch in Italien nicht fühlbarer) Mangel der heute im Diplomatendienst thätigen Männer ist: sie kennen ihr Vaterland nicht gründlich genug, um in jeder Stunde zu ermessen, was es zu leisten vermag, was ihm nicht zugemuthet werden darf. Auch die tüchtigsten Missionchefs, die sich ernsthaft um die Erforschung der Wirthschaft und Kultur, des Willens und Vermögens der Völker, bei deren Regirung sie beglaubigt sind, mühen (ihre Zahl ist nicht groß und wir haben nicht nur im Orient Gesandte, die über die Hauptstadt und deren hübsche Ausflugsvororte nie hinauskamen), selbst diese seltenen Zugvögel kennen oft das Nest nicht genau, in dem sie flügge wurden. Solchen Kenntnißmangel kann das kräftigste Talent nicht ersetzen. Wer die Leistungfähigkeit und die Schwächen seiner Firma nicht am Schnürchen hat, bringt ihr nicht die Aufträge, die sie braucht, erspart ihr nicht Unternehmungen, die über ihre Kraft gingen. Dem Diplomaten ist heute die Schulung im inneren Dienst, civilen und militärischen, unentbehrlich; und eine „Reform“, die diese Lücke nicht füllt, wird niemals nützen. Iswolskij wußte, wie man in Rom, Tokio, Kopen-

hagen die Worte setzen, die Dinge drehen müsse. Das Werden, die Entwickelung seiner Heimath sah er nicht. Vielleicht noch das alte Rußland des üppig tosenden Hof- und fromm schatzenden Landadels, der ungeheuren Bauernschaar, die still ist wie ein sangloser Wintermorgen, der Gildenkaufleute, die ihr Geld mißtrauisch in Eisentruhen verschließen, des ungeberdigen, doch von einer grob zupackenden Hand lenksamen Großstadtgewimmels. Dieses Rußland nahm jeden von seinem Batjushka, dem Papst-Kaiser, gewollten Krieg stumm, wie Himmelsschickung, auf sich. Das ist nicht mehr. Rußland wird reich, verbürgerlicht sich und seine Bourgeoisie, die so rasch aufschoß wie auf seinen Wiesen aus schmelzendem Schnee das bunte Gepräng, läßt das Erworbene nach pfiffiger Europäer Art „arbeiten". Die Machtbezirke sind umgepflügt und die Willensrichtung wird nicht mehr von dem Mythos, dem Gefühlstrieb eines Bauernstaates bestimmt. Weil Europa nur aufhorcht, wenn von Ost ein elender Putschlärm oder albern wüster Ritualmordprozeß widerhallt, wird dieser Wandel noch nicht gemerkt; er müßte aus jeder Rechnung europäischer Politik einen alten Zähler streichen, in jede einen neuen einstellen. Die Bereicherungsucht junger Bourgeoisien, ihre Angst vor jähem Eingriff in ihr profitliches Gewerbe, gar vor Waffengeklirr ist die festeste Stütze der Friedenswahrer. „Der Krieg würde Alles zerstören, was wir in mühsäliger Hast aufgebaut haben." Bankiers, Industrielle, Kaufleute rangen die Hände. Damit hatte Iswolskij nicht gerechnet. Auch nicht früh genug mit der Unfertigkeit der Rüstung. Der russische Generalstab rühmt sich heute einer Friedenspräsenz von fast anderthalb Millionen Mann und der Möglichkeit, nach der Mobilmachung 5600000 Mann an die Grenzen zu schicken; er behauptet, das Netz der strategischen Bahnstränge beträchtlich gefördert, alle Waffengattungen, besonders die Artillerie, auf den Gipfelpunkt der erreichbaren Leistung gebracht und für Technik und Intendantur, Nachrichtendienst und Ernährung so gewissenhaft vorgesorgt zu haben wie irgendeine andere Macht. Wahrheit oder Dichtung? Frankreich fürchtet noch immer, im Drang des Kriegsanfanges mindestens zwei Monate lang allein fechten zu müssen. Vor fünf Jahren, noch im Winter des Balkanbrandes konnte Rußland einen Krieg gegen verbündete Großmächte nicht wagen. Und was Iswolskijs erster Zorn zu er-

langen strebte, konnte weder ein Notenberg noch ein Kongreß je gebären. Sein Rechtsanspruch war lahm. Denn seit der Zeit Katharinens und Josephs des Zweiten hatten die Erben Romanows den Westbalkan oft als Einflußzone der Habsburg-Lothringer anerkannt. Und da das Heer nicht bereit, die Stimmung, trotz der Wuth über die „Perfidie", gerade im Geldquellengebiet dem Krieg unhold war, wich Iswolskij, ohne auch nur die Meinung Greys und Pichons zu erfragen, von der unhaltbaren Schanze. Auf den Wall des Balkanbundes. Daß er die Aussicht nach Südostasien vermauern ließ, durch die Verträge mit England und Japan aber die Wege nach Nordpersien und in die Aeußere Mongolei ebnete, bleibt seine nützlichste That. Ein Aktivum (das morgen münzbar werden kann) auch die Verständigung mit Italien, die in den neunziger Jahren schon der alte Giers in den Gesprächen mit Rudini vorbereitet hatte, deren Grundriß aber erst in Racconigi endgiltig bestätigt wurde. Serbiens Ministerpräsident darf sich der Kunde freuen, weil sie lehrt, daß Rom und Petersburg über die Zukunft Albaniens einig sind. Alle anderen Erträge schwanken. Oesterreich-Ungarn wird bis aufs Blut geärgert und in seiner Wirthschaft geschwächt, doch nicht im Lebensnerv verwundet. England hat, mit dem kleinsten Kraftaufwand, das Meiste erworben. Rußland? Nicht den eisfreien Hafen. Nicht den Verschluß des Schwarzen Meeres. Nur: zum Raum die Zeit, ihn zu bestellen.

Stralzio.

„Bulgarien, Serbien und Montenegro müssen die Nothwendigkeit ihrer Einigung erkennen lernen. Rußlands Wunsch ist, diese Staaten mit der Türkei in einen Bund zu knüpfen, der allen davon umschlungenen Reichen die nationale und die wirthschaftliche Selbständigkeit verbürgt. Wenn wir Russen diesen Wunsch erfüllt sehen wollen, müssen wir den Türken beweisen, daß wir, fern von jeder Absicht auf Gefährdung ihrer Ruhe, ihrem Streben nach festerer Ordnung und kräftiger Verjüngung des Staatswesens mit dem Gefühl ehrlicher Sympathie zusehen." In der Weihnachtrede, die seinen Rückzug aus der bosnischen Sackgasse anzeigte, sprach Iswolskij diese Worte. Weil kein lauter Ton sie ins Ohr hämmert, werden sie nicht sogleich beachtet. Dann heißts: „Der alte Traum von einem Balkanbund. Kinderei. Mit dieser

harten Speise hat Milan, hat vor ihm schon Mancher sich den Magen verdorben." Nimmt der Russe den Plan, wie er zuerst war, mit nach Paris? In Konstantinopel betreibt ihn der Botschafter Tscharykow; empfiehlt den Türken, den freien Balkanvölkern von dem Verfügungrecht über die Balkanländer nichts abzuknausern, und den Slaven, auf den Sturmlauf gegen die Hohe Pforte zu verzichten. „Wenn Rußland, die Türkei, Italien für Euch sind, kann Oesterreich Euch nichts versagen." König Peter von Serbien wird in Konstantinopel wie das Haupt einer Großmacht behandelt und auf dem sonst gesperrten Weg durch Makedonien heimgeschickt. Der bulgarische Ministerpräsident Geschow, der als Türkenfreund ins Amt gesetzt ward, spricht in der Sobranje aus, daß sein Handeln von dem Willen gelenkt ist, die aufrichtige Freundschaft mit dem Osmanenreich zu sichern. Ferdinands Söhne besuchen den Sultan. Doch die Jungtürken, die Männer des Ausschusses für Einheit und Fortschritt, sind zu übermüthig, im Wägen der Gewinnmöglichkeit zu lüderlich. Artiger Rede antworten sie mit Frechheit. Mit ihnen ist kein Bund zu flechten. Ohne sie? In Tripolitanien sind sie bedrängt. Jetzt oder nie. Die Makedonen wollen nicht länger warten und drohen dem leicht zu schreckenden Zaren Ferdinand. Der hat, für alle Fälle, einen neuen Verfassungartikel durchgedrückt, der seinen Ministern erlaubt, der Sobranje, wenn die Wohlfahrt des Staates dazu räth, jeden mit einer anderen Macht geschlossenen Vertrag zu verschweigen. Er darf fortan also ohne Zustimmung des Parlamentes Geheimverträge unterzeichnen und ist Herr der internationalen Politik. Am neunundzwanzigsten Februar 1912 wird in Sofia der bulgaro-serbische Bündnißvertrag unterschrieben, der dem Russenkaiser das Schiedsrichteramt einräumt und dessen Militärkonvention die Spitze nicht nur gegen die Türkei, sondern auch gegen deren Schützer Oesterreich und Rumänien kehrt. Der Vater dieser Verträge ist nicht, wie Ferdinands Kawassen ausschreien, der täppisch eitle Herr Stojan Danew: ist der Bulgarenzar selbst; über dessen Arbeitleistung aus dieser Spükezeit noch Allerlei ans Tageslicht kommen wird. Iswolskij ist, natürlich, im Geheimniß; hat seinen Balkanbundesplan also neuem Bedürfniß angepaßt. Vierzehn Tage nach dem Vertragsabschluß wird Tscharykow, der in das veränderte Bild nicht taugt, aus Konstantinopel abberufen. Ferdinandus geht, mit die-

sem Vertrag in der Tasche, nach Wien und umwinselt, im Rock des ungarischen Offiziers, mit Schmeichelrede den Kaiser Franz Joseph, gegen den er sich heimlich den Serben verbündet hat. Ruft, ein römischer Katholik, im Herbst die Christenheit der vom Papst abtrünnigen Orientkirche zum Kreuzzug wider die Ungläubigen. Bleibt vorsichtig zu Haus, kränzt die bleichende Schläfe aber mit dem Lorber, den sein Herr in Thrakien gepflückt hat. Läßt sich im Festkleid des Oströmerkaisers photographiren, besinnt seinen Einzug in die Sophienkathedrale und wärmt sich an der Vorstellung, wie pfiffig er die Kontrahenten, Serben und Griechen, um ihren Beutetheil prellen werde. Gipfelwahn. Dem der Absturz folgt.

Folgen mußte. Wer in der langen, vom londoner bis an den bukarester Konferenztisch reichenden Kausalkette noch nicht alle Glieder sah, lernt sie aus dem Grünbuch des rumänischen Auswärtigen Amtes erkennen. Dieses Buch („Documents diplomatiques; les événements de la péninsule balcanique; l'action de la Roumanie") bietet dem Leser die beste, klarste und deshalb nützlichste Dokumentensammlung der letzten Jahre und ist, in seiner Schlichtheit, das würdigste Denkmal für Herrn Titus Majorescu, der in der Kriegszeit Rumäniens Staatsgeschäft führte. Mit einer stillen Kraft, einem sicheren Blick für das an jedem Tag Mögliche und Nothwendige, mit einer des nationalen Verlangens und Könnens stets eingedenken Selbstzucht, die noch vom Spröden Bewunderung erzwingt. Auch auf den Vorposten scheint Rumänien ungemein tüchtige Wächter zu haben. Einen will, in Petersburg, Oesterreichs Botschafter einschüchtern; er hat mit Sasonow gesprochen und Beide „fürchten", daß Rumäniens Versuch, den bei Tschataldscha beschäftigten Bulgaren Silistria zu nehmen, die Großmächte in den Krieg reißen werde. „Die Russen wären genöthigt, den Bulgaren zu helfen, auch wir Oesterreicher müßten dann marschiren und der europäische Krieg begönne. So viel ist doch Silistria wirklich nicht werth." Der Gesandte Nanu läßt sich nicht schrecken; findet die Warnerrede des Botschafters, nach einem Gespräch mit dem Minister Sasonow, nur „höchst bezeichnend"; und wird für seine Nervenruhe mit dem Auftrag belohnt, zu melden, daß Rumänien in London, Sofia, Bukarest, nicht an anderer Stelle, mit Bulgarien verhandelt. In Wien kann der Gesandte Mavrokordato (dem, leider, der Deutsche Botschafter den

Verzicht auf die Stadt Silistria empfiehlt) dem Diplomatencorps aus dem „Lehrbuch für bulgarische Rekruten“ nachweisen, daß auf amtlich gebilligten Karten die Dobrudscha ein „noch nicht befreiter Theil des Bulgarenstaates“ genannt wird und daß Ferdinands Vertreter, als er das Dasein solcher Karten leugnete, Unwahrheit aussprach. In Belgrad war der Gesandte Filality mit dem Ministerpräsidenten längst einig, als Oesterreichs Ugron mißtrauisch wurde (und auf die Frage, was Paschitsch denn gestern spät noch von dem Rumänen gewollt habe, die Antwort hörte: „Die Adresse meines Schneiders“). Majorescu setzt seine Höchstforderung durch, weil er nicht ungeduldig von der geraden Willenslinie abbiegt, auch nicht, als die Regirung des Sultans ihm den nahen Einmarsch der Bulgaren in Konstantinopel anzeigt, und weil er seinen stärksten Trumpf, fünf Corps sorgsam ausgebildeter und frischer Truppen, für die Stunde aufspart, die den arglistigen Feind vereinsamt, wund, von drei Seiten bedroht sieht. Iswolskij, Delcassé, der nur für die Frist dieser Auseinandersetzung das Legatenamt in Petersburg übernommen hatte, und der Französische Gesandte Blondel, der Doyen und Volksgünstling in Bukarest, haben wacker mitgearbeitet. Der Hellsichtige merkt, wie Rumänien sich leise der Wollenssphäre der Westmächte, endlich auch wieder Rußlands nähert, und manchmal, daß noch Italiens Wort die Wägschale tiefer senkt als Deutschlands. Bulgarien muß in Schmach und Noth seines Zaren Sünde abbüßen. Rumänien hebt sich für eine Weile in den Rang der Balkanvormacht. Aber der Bund, den die Stille Gesellschaft fest geknüpft wähnte, ist zerrissen.

Einerlei. Für den geplatzten Gurt giebts bald Ersatz. Daß der Bulgare sich heute nicht mehr gern gegen Slaven wendet und, wenn ihn Befehl dazu zwingt, ohne inbrünstige Glaubenswuth, das Schwert des Tataren, kämpft, ward erwiesen; und daß dem Balkanwinkelzarthum (dem die holdeste Mär der „Carnegie-Kommission“ das Schandmal hunnischer Kriegführung nicht abwüsche) der Hochmuth ausgeprügelt wurde, preist im trauten Kreise sogar mancher Panslavist als ein Glück. Rumänien die deutsch-österreichische Schildwache an der Unteren Donau: Das war einmal. Nach dem Rückfall in solchen Zustand verlören die Walachen ihren Vorrang, die lateinischen Freunde, das Zutrauen der unter Habsburgs Szeptern verkümmernden Söhne und wären nicht nur zwischen Negotin und Baltschik gefährdet. Eben so unnöthig ist, fürs

Erste, die Sorge, Oesterreich-Ungarn werde die Wandlung der südslavischen Königreiche in republikanisch Vereinigte Staaten begünstigen. Dadurch würden diese Staaten zwar von der Oberhoheit Rußlands gelöst und allmählich in die Vorstellung eines mit Oesterreich-Ungarn zu vereinbarenden Wirthschaftkartells gewöhnt; doch der Aberglaube an die „Pflicht innerer Politik", der die Doppelmonarchie hindert, ihre Zukunftaufgabe als der west- und südslavischen Vormacht zu erkennen, lähmt auch, in Budapest mehr noch als in Wien, den Muth zur Ausfuhr von Saatgut, das dem Geistesacker der Nachbarn rothe Blüthen entlocken könnte. Und schon glimmt um die Ukraine, wo einst die Willkür polnischer Wojwoden gebot, ein Funkenreis, der, wenn er in Wirbeln aufflammt, die Brandmauer zwischen Rußland und Oesterreich rascher zerfressen könnte als der hitzigste Streit um serbischen oder albanischen Volksthumsbezirk. Morgen dämmert wieder ein Tag. Der mag sein Sorgenbündel in neue Nacht tragen. Heute will Jeder aufathmen und sein Liquidum in Sicherheit bringen. Freuet Euch des Lebens; und lasset Güte die Abrechnung ordnen.

Ein Kongreß? Damit hat sonst der Hader geendet; pompös. Jetzt hat Keiner rechte Lust zu solchem altmodischen Kram. So viele Mächte, groß und klein, verärgerte und vom Sieg trunkene; fast alle in weitmaschige Lügennetze eingefädelt, die eines Streichhölzchens Feuer, ein brenzliches Wort in Zunder zerqualmen ließe. „Nicht rathsam." Auch fehlt der Präsident, vor dem Jeder sich beugt und dessen wuchtige Persönlichkeit splitternde Meinungen in die Stahlzwinge eines Entschlusses nietet; der Präsident, der nicht erwählt zu werden braucht, weil ers, sobald er den Saal betritt, ist. Und die Scheckigen, denen von langer Arbeit im Dunkel der Schweiß rann, dürften nicht einmal vornan auf der Weide der Eitelkeit grasen. Säkularerinnerung an den Wiener Kongreß? Der Vergleich könnte nur lehren, wie herrlich weit auf dem Festlande die Personalauslese gediehen ist. Nein. In enger Zelle verhandelt sichs traulicher. In der höchsten, reinlichsten wird die anglo-deutsche Freundschaft für das breite Schaufenster appretirt. (Beim Noppen, Stärken, Moiriren sind Mißgriffe nicht imm r zu meiden. Neulich wurde, mit offiziösem Behagen, gemeldet, Britanien erhalte aus der Portugiesenmasse zwar Mozambique, Deutschland aber nicht nur Angola, sondern auch die Erlaubniß, „mit seinem Kapital sich in hervorragendem Maß an der Ben-

guellabahn zu betheiligen, die bestimmt ist, die an Mineralschätzen reiche Katangaprovinz wirthschaftlich zu erschließen und deren Produkte dem Weltmarkt zuzuführen." Ohne ein „hervorragendes Maß" wird es kaum zu machen sein; denn die Benguellabahn ist als die übelste Gründung des Herrn Robert Williams und seiner Tanganijka Concessions Co. verrufen. Deshalb wars nicht möglich, für diese Bahn, deren Strang zwölfhundert Meilen lang werden und in Katangas Kupferbauch führen soll, Geld aufzubringen. Die Erlaubniß zur Sanirung eines im Kern siechen, von der City für unheilbar gehaltenen Unternehmens: ein Witz, der einen neuen Swift loben würde. Fehlt nur noch, daß dieser Einlaß in den kupfernen Wurstkessel als vollgiltige Gegenleistung Englands für die Gewähr seiner Herrschaft über die persisch-mesopotamischen Petroleumquellen einem hohen Adel und verehrlichen Publikum angeschmiert wird.) Aber auch in den anderen Kämmerchen wird emsig gefeilscht und gekritzelt. Rußland will das Thor nach Armenien aufstoßen, weil in Transkaukasien und Nordpersien das Leben dann luftiger würde. Oesterreich fände den Sandschak von Tekke wohnlicher als den von Nowibazar und schickt in das Hafenstädtchen Adalia einen Konsul, der ihm einen Ausfuhrmarkt abstecken und belegen soll. Auf den selben Mutessarifat, den selben Marktplatz blickt aber Italien; obendrein hat England in dieser Zone sich ein Einspruchsrecht (gegen Bahnbauten) vorbehalten, das einer Option ähnelt; und jeder neue Kundenfänger käme der deutschen Linie Adana-Mersina ins Gleisgehege. Ein Knoten im himmelblauen Dreibund! Bei Alledem handelt sichs nur um Asien. Auch in Europa aber ist die Rechnung noch lange nicht glatt.

Griechenland hat sein Gebiet um das Anderthalbfache, seine Volkszahl ums Dreifache vergrößert. Trotzdem kommt es nicht in Ruhe. Damit aus der Retorte das Kunstgebild Albanien erstehe, sollen die Griechen viele mit sauberen Waffen erkämpfte Städte räumen; sollen tapfere Epiroten an alten Stätten hellenischer Kultur sich unter das Joch wilder Gebirgsräuber beugen, die sich, ohne Gemeinschaft des Glaubens, der Sitte und Sprache, nun Albaner nennen. Auch wer den Willen zu politischem Handeln nicht von sentimentalen Bedenken ankränkeln läßt, muß in dieser Forderung eine Schande und eine Dummheit Europas spüren. Eine Schande: weil die großen Zeichen der Zeit vor dem Frevel warnen, den Menschen höherer Zucht dem Barbaren unter-

thanwerdenzulassen. Eine Dummheit: weil der Blutdunst, der aus dem Opfer eines Rassetheiles aufsteigt, nicht ungerochen bleiben kann. Die weise Menschlichkeit der Großmächte schafft ein neues Kreta. Eins nur? Die Inseln sind zwischen Griechenland, der Türkei und Italien noch immer streitig; die von dem Namen Dodekanesos umspannte aegaeische Gruppe, spricht Italien, nur zwischen mir und der Türkei. Und diese Inseln gebe ich nur der Türkei zurück; auch ihr erst, wenn sie jeder Bedingung des Friedensvertrages von Ouchy (Lausanne) gerecht geworden ist. Also noch nicht: denn aus Tripolitanien und der Kyrenaika ist der Rest türkischer Truppen nicht abmarschirt. Schlauer Zauber. Die Feinde von gestern lassen dünne Banden auf Afrikas Erde vagabundiren, um sagen zu können, die Vertragspflicht sei nicht erfüllt, Italien drum nicht zur Räumung des Dodekanesos genöthigt. Inzwischen stellt die Türkei das Riesenschiff „Rio de Janeiro“ (Supradreadnought), das sie den Brasilianern abgekauft hat, als „Sultan Osman“ in ihren Dienst und kann, wenn die italische Besatzung endlich abgezogen ist, den Griechen die Inseln sperren. Einstweilen weigert sie ihnen sogar Chios und Lesbos (Mytilene). Lesbos ist uralter Jonier-, alter Athenerbesitz; die Heimath Arions und der Sappho, ein Ehrenhain hellenischer Wissenschaft und Kunst. Chios war den Hellenen oft untreu, blieb stets aber von ihrer Kultur getränkt; durch seine Flur wandelten die Homeriden, an seiner Küste zerstörte Alexej Orlow, den Katharina den Griechen als Nothhelfer gesandt hatte, die Türkenflotte. Ists klug, dem Groll der Römer (die für ihren Schieberdienst in Anatolien bezahlt sein wollen) sich zu verloben? Würdig, vor jeder Laune des Dreibundesgenossen, damit der Glanz der Eintracht nicht roste, wider den eigenen Vortheil sich zu beugen? Das Deutsche Reich hat Ursache, den Griechen ein kräftig aufblühendes Leben zu wünschen; und müßte mindestens dem Inselprogramm Englands zustimmen, das den Griechen Chios und Mytilene, den Türken Imbros und Tenedos lassen und der noch von Italien besetzten Gruppe, unter formaler Oberhoheit des Sultans, das Recht zur Selbstverwaltung gewähren will. Wer den Hellenen weniger bietet, bereitet neuen Krieg (zu dem der Kreuzfahrer Ferdinand sich dem Sultan verbünden kann).

Dem Sultan, der nur den Titel, nicht das Amt des Feldherrn und Hordenführers noch hat. Der auch längst nicht mehr regirt; die Puppe des Ausschusses für Einheit und Fortschritt ist.

Erfährt Abd ul Hamid, seit er aus dem Käfig von Saloniki in einen am Marmarameer geschleppt worden ist, was, nah bei ihm, geschieht? Dann muß in diesem Hirn sich ein Erlebniß malen, das dantischer Dichtung nicht unwerth wäre, das ganz aber, all in seiner grellbunten Mischung von Schwärmertölpelei und Graus, nur ein unter dem Himmel Schehezads erwachsener Cervantes zu gestalten vermöchte. Der bleiche, im Planen tollkühne, im persönlichen Verkehr kindisch furchtsame Khalif hat den Westen nie verstehen gelernt. Andere Mentalität; im Seelengehäus ein anderes Auge als des Orientalen. Und hätte er jemals einen Zipfel des Schleiers gehoben: er stünde jetzt wieder in unverständlicher Welt und müßte sich blind, taub, einen spukenden Leichnam glauben. Hatte Europa nicht gewollt, daß von ihrer Erde die Mondsichelfahne ostwärts weiche? Nein? Dann durfte sie die Verschwörung, den überrumpelnden Angriff der Balkanvölker nicht dulden. Ja? Dann durfte sie den Brückenkopf nicht verbreitern, der zurückströmenden Horde nicht im Archipelagus Herrschaftrechte erschachern. Was will das alte Weib? Warum tummelt es sich, ohne Scham, mit nacktem Gesicht, mit dem bethulichen Grinsen einer Kupplerin, als wäre dem hehrsten Fürsten, dem von Ritterruhm zwiefach gekrönten, die Bettstatt zu rüsten? Welche Hoffnung trieb sie, vor dem Bastard islamischen und judenchristlichen Pöbels, vor dem Affen ihrer aussätzigen Kinder in Ehrerbietung zu scharwenzeln? Ein Jüngerer, nicht vor allem Lebendigen so Scheuer stünde vor Räthseln; würde am hellen Tag vergebens nach Schlüsseln und Schrauben blinzeln. Gräuel und Schade schwollen ins Ungeheure: und nun wird der Türke in neue Wonnen gekitzelt.

Mit Lügen begann das Spiel; und endet in wüstes Lügengestrüpp. Reform: war das Losungwort; trotzdem es unter der Mondsichel hundertmal zum Kinderspott geworden war. Im Buch der Menschheit lebt der Türke nur als Krieger; mit Spaten oder Griffel, Phantasie oder Verstand schuf er niemals erstrebenswerthen, dauerbaren Werth; er lagerte; baute nur der Gottheit des Propheten ein Heim; unter seinem Tritt verdorrte das üppigste Land, drüber die von jungem Saft straffe Frucht. Der Glaube nur, der Wahn, jede Rajah verachten zu dürfen, ist die Scholle, die ihn hält. Wird er ihr entwurzelt: wovon soll er leben, wofür gar kämpfen? Ein Jahrfünft hat, noch einmal, erwiesen, was von wurzellosen Osmanen zu hoffen ist. In Schmutz und Schwach=

heit, auch im Märchenschimmer des Irrationalen würde die alte Türkei ihr Leben noch heute fristen. Den Reformatoren wurde Besitz, der völlig gesichert schien, zwischen zwei Sonnen zu Plunder. Die letzte Parzelle in Afrika, die weite Balkanhalbinsel; so wars überall, in Egypten, Tunis, Marokko, Persien, gewesen. Kein Schöpfervermögen; und kein Glaubensgut mehr, an das der Krieger in froher Inbrunst sein Leben hängt. Will Europa nicht lernen? Die Jungtürken, die Männer des Ausschusses hatten prassend alle Trügerkünste verbraucht. Ihr Anhang ist winzig; geköderte, gedungene Leute. Die besten Geister und die Massen werden durch Schreckensgewalt in Stummheit gezwungen; als Bettler gestäupt, als Hochverräther gemartert, getötet, wenn ihre Lippe, ihre Wimper nur andeutet, wie ihre Muselmanenseele die Enver und Dschavid haßt und verflucht. Will Europa nicht hören? Grüfte brüllen, was der Mund Lebender verschweigen muß. Wahlrecht? Ruchlose Gaukelei. Parlament? Spielzeug für Kinder; denen jetzt auch noch die (sogar dem Deutschen Reichstag nicht verschränkte) Erlaubniß entzogen ist, der Regirung ihr Mißtrauen auszudrücken. Diese ehrenwerthe Regirung schaltet, wie ihrer Will-für just beliebt; kann so schalten, weil Europa ihr glaubt (oder zu glauben scheint). Enver Bey wurde, Enver Pascha wird wie ein Mythenheld gefeiert. Er mag den Muth der Physis haben; auch eine polirte, schillernde Umgangsform. Seine Leistung? Er war der Kopf des Leibes, dem Osmans Erbe, Stück vor Stück, entschält wurde. Aus der Amtspflicht rennt er, um, als Offizier, seinen Sultan und Khalifen vom Thron zu stoßen. Er winkt dem Henker: Hurtig; jeder Verdächtige werde gewürgt. Nach dem Römereinbruch schwört er, überlaut, nur als Sieger oder unter dem letzten Hauch den Kampf aufzugeben. Er verlängert eine Guerilla, die den Türken nicht nützt, den Italienern nicht ernstlich schadet; und kehrt mit billigem Marktruhm heim. Dort schießt er, im Korridor, den ahnunglos von der Arbeit herausspringenden Kriegsminister, den tüchtigen General Nasim, nieder (als feigen Mord würde der Westen die schmähliche That strafen); zwingt mit der Waffe dann den greisen Kiamil zum Rücktritt aus dem Großwesirat. Gegen die Bulgaren, Serben, Griechen hat er nichts als Geplänkel vermocht. Adrianopel war schutzlos, als er mit seinen Kumpanen hineinspazirte; und kann die Zukunft des bröckelnden Reiches mit gefährlicher Bürde belasten. Ein kleiner Dutzend-

major war er 1908; ist nun Schwiegersohn des Sultans, Pascha, General, Kriegsminister, endlich auch sichtbares Haupt der Regirung, deren Willen er immer am Draht lenkte, und an Ehrenzierrath reicher als je ein Saladin oder Bayard. Seiner Heimath ist das Lustrum nicht so gut bekommen. Die ist zerfetzt, verhert, geschändet. Und die Diktatoren können sich nur hinter geliehenem Panzer noch halten. Diese Musterbürger, die gelobt hatten, keine Fußbreite vom heiligen Osmanenboden hinzugeben, die von der Gluth ihres Patriotismus zu fiebern schienen und im Harnisch des Islamerlösers durch die Provinzen stolzirten, werfen die Kleinodien und die Würde des Reiches nun dem Fremden hin, der den höchsten Preis bietet. Die Flotte den Briten, die Gendarmerie den Franzosen, das Heer, die Hauptstadt, das Meerengenschloß den Deutschen, die Transportmittel und Ausbeutungrechte Jedem, der zahlen kann. Weil der Fremde, der sich in die Türkei einkauft oder einnistet, Alles dran setzen muß, die Leute, die ihm in den Vertrag oder auf den grünen Zweig halfen, nicht von der Machtzinne stürzen zu lassen. Ohne den Britenadmiral und die deutschen Generale, die gemeinsam, einstweilen, über alle Wehrkräfte des Rumpfstaates verfügen, wäre der Kriegsminister Enver Pascha unmöglich; thäte ihm, den die Armee als an ihrer Schmach Mitschuldigen haßt, morgen ein Kamerad, was Oberst Enver dem General Nasim that. Weil sie ihm und seinem Klüngel die Bleibsel der Reichsgewalt nicht anvertrauen mag, murrte sie wider die Deutschen, die ihr als Lehrer, als Erzieher stets willkommen waren. Um die Suppennäpfe Oeffentlicher Meinung aber braust, abermals, ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall...

Wirthschaft. Da der Kurs nicht die für die Liquidation gewünschte Höhe erklimmen wollte, soll der gütliche Ausgleich die Kelle füllen. Hellas, Christenheit, Kultur: Weihnacht ist ja gewesen; und Münze riecht niemals schlecht. Abd ul Hamid versteht den Weltwesten nicht. David Lloyd George versteht ihn so gründlich, daß er meint, in solcher Hochzeit geschniegelter Lüge brauche Britania sich nicht mit den Düften Arabiens und dem Petroleum Kleinasiens zu begnügen. Bald rauft ihn Troll. Deutschlands Wehrzeichen blitzen am Bosporus. Horchet: im verschneiten Eichenwald pocht ein Specht gegen eines welken Gewissens Rinde.

❧

Der Mann ohne Ohren.

Ich habe keine Ohren.

Versteht mich nicht falsch, liebe Leser; glaubt nicht, die Natur habe mir diese zierlichen Auswüchse oder, architektonisch gesprochen, die Voluten unseres Kapitäls versagt. Besser, meine Mutter hätte mich nie geboren! Ja, ich möchte lieber zu spärlich als zu verschwenderisch mit diesen Labyrinthen bedacht sein. Was diesen Punkt betrifft, so beneide ich keinen Esel.

Ich habe mich nie ähnlichen Vergehens schuldig gemacht wie der große Defoe, dem dafür die Ohren gestutzt wurden. Ich habe nie mit abgeschnittenen Ohren am Pranger stehen müssen, noch lese ich in den Sternen, daß mir Aehnliches je bevorstehe. Wenn ich behaupte, keine Ohren zu haben, so soll Das, wohlverstanden, nichts Anderes heißen als: Ich habe keine Ohren für die Musik. Freilich wäre es ein Unrecht gegen mich selbst, wenn ich sagen wollte, mein Herz sei nie vom süßen Wohllaut schmelzender Töne gerührt worden. Das Lied „Eh' trennt das Wasser sich vom Meer" hat mich immer wieder seltsam bewegt; eben so „O Jugendzeit". Aber diese Lieder wurden zum Spinett gesungen und dazu von der süßesten und edelsten Frau, die je so genannt zu werden verdiente. Warum soll ich nicht gestehen, daß es Frau S. war, dereinst die blühende Fanny Weatheral aus der Universität, die Elias Herz gefangen nahm, daß er in den Tiefen seiner Seele erschauerte, obwohl er noch ein blutjunger Bursche im Studentenrock war; daß er brannte und zitterte und erglühte von einer Leidenschaft, die das ferne Heraufdämmern eines verzehrenden Gefühls ankündigte, das später seine ganze Natur überfluthen und versinken lassen sollte: seine Liebe zu Alice W.?

Ich glaube, mein Gefühl ist zur Aufnahme schöner Harmonien vorbestimmt, während meinen Organen leider versagt ist, auch nur einen richtigen Ton hervorzubringen. Mein ganzes Leben lang habe ich versucht, die Nationalhymne auswendig zu lernen. Sobald ich außer der Hörweite anderer Menschen bin, pfeife und summe ich sie vor mich hin; und doch sagt man mir, ich sei noch weit davon entfernt, sie nur einigermaßen zu beherrschen. Trotzdem zweifelt, zu meinem Glück, Niemand an meiner patriotischen Gesinnung. Man hat versucht, mir auf wissenschaftlichem Weg begreiflich zu machen, was eine Note bedeutet oder wie sich eine von der anderen unterscheidet. Der Versuch mißlang, obgleich ich mir die größte Mühe gab. Noch weniger kann ich Sopran von Tenor unterscheiden. Nur manchmal gelingt mir, den Generalbaß herauszufinden, weil er so unangenehm und aufdringlich ist. Die Bezeichnungen Sostenuto und Adagio sind für mich unergründlich wie die Nacht und sol, fa, mi, re klingt mir geheimnißvoll wie eine Zauberformel.

Es ist ein hartes Schicksal, einsam in einer Zeit zu leben, die, wie unsere, ein rascheres Auffassungvermögen für die Musik verlangt als

irgendeine andere Epoche seit Jubals Zeit. Soll doch die Musik die übernatürliche Kraft besitzen, unsere Leidenschaften zu sänftigen und zu läutern. Aber ich muß es gestehen: mir hat diese gepriesene Heilkraft von je her mehr Qual als Erquickung gebracht. Ich bin von Natur empfänglich für Geräusche. Das Hämmern eines Zimmermannes an einem heißen Sommernachmittag ist mir lästiger als der tollste Sommernachtspuk. Trotzdem sind solche unzusammenhängende, willkürliche Laute nichts gegen die abgefeimte Tücke der Musik. Den Hammerschlägen gegenüber verhält sich unser Ohr passiv, weil es nicht gezwungen ist, sie sich zu merken. Bei der Musik ist es anders. Mit ihr sucht das Ohr, wenigstens meins, zu wetteifern, obwohl es sich nicht in dem Gewirr von Tönen zurechtzufinden vermag, so wenig wie ein unkundiges Auge, das sich mit der Entzifferung von Hieroglyphen abquält. Ich habe einst eine ganze italienische Oper über mich ergehen lassen, bis ich es nicht mehr aushielt und in meiner Verzweiflung auf die lautesten Plätze und die belebtesten Straßen hinausstürzte. In ihrem Lärm suchte ich Erholung und Befreiung von der Tortur einer unfruchtbaren und erschöpfenden Aufmerksamkeit, die mich dem Wahnsinn nah gebracht hatte. Bei den ehrlichen, anspruchlosen Werktagsgeräuschen suche ich meine Zuflucht; was einem rechten Musiker die Hölle ist, wird mir zum Paradies.

Einst hörte ich ein Oratorium und beachtete dabei die Gesichter des Publikums im Parterre. Sie blieben gleichmäßig ausdruckslos und ohne die geringste Gemüthsbewegung. Das „lachende Auditorium“ von Hogarth fiel mir ein. Welch ein Unterschied! Beim Anblick der Zuhörer um mich her hatte ich das Gefühl, im Theater der Toten zu sitzen, wo man sich zwingt, einige Geberden des Lebens nachzuahmen, unter denen jedoch die der Freude fehlt. „Sie saßen beisammen am Theetisch stumm und starr und verdammt.“ Worte sind Etwas, etwas wirklich Vorhandenes. Aber man denke sich Zucker auf Honig und Honig auf Zucker! Eine grenzenlos langweilige Süßigkeit! Und dennoch ist sie nichts im Vergleich zu Dem, was ich durch leere Instrumentalmusik erlitten habe. Sie wirkt auf mich, wie ein leerer Rahmen, zu dem ich das Bild malen soll, wie ein ganzes Buch voll Interpunktionen, zu dem ich die Sätze bilden soll.

Burton schildert einmal das Aufdämmern der Melancholie unter der Einwirkung der Musik: „Köstlich ist es für Den, der sich der Schwermuth ergeben hat, in stillen Hainen zwischen Wald und Wasser zu wandeln und den Gedanken nachzuhängen, die seine Seele mit Rausch und Entzücken erfüllen. Was gleicht der Seligkeit, in stillverklärtem Lächeln dahinzugehen, die unendliche Vielfältigkeit des Lebens zu fühlen und doch nicht zu wissen, ob dies Alles Wirklichkeit oder Phantasie ist? Im Anfang nimmt dies Spiel ihn so gefangen, daß er Tage und schlaflose Nächte ihm widmet, daß er Jahre in seinen phantastischen Betrachtungen hinzuleben glaubt wie ein Träumender und kein anderes Ergötzen kennt als den wechselnden Rhythmus des eige-

nen Gefühls. Doch plötzlich verwandelt sich die Szene. Er, der Einsame, aller Gesellschaft Entwöhnte, sieht nichts mehr in der Welt als Etwas, das ihm das Leben trüb und unfroh macht. Furcht, Sorge, Mißtrauen und Lebensüberdruß fallen plötzlich über ihn her. Ein unbezwinglicher Argwohn öffnet ihm die Augen und erfüllt seine Seele mit düsteren Schreckbildern, vor denen es kein Entrinnen giebt, weder durch Arbeit noch durch Selbstbeschwichtigung, keine Erlösung, keine Rettung.“ Etwas Aehnliches wie diesen Szenenwechsel habe ich bei den Abendunterhaltungen im Haus meines Freundes N., eines guten Katholiken, an mir selbst erlebt. Mein Freund pflegte durch sein vollendetes Spiel auf einer herrlichen Orgel seinen Salon in eine Kapelle zu verwandeln, seine Wochentage in Sonntage und diese wiederum in kleine Himmel. Wenn er mit ein paar feierlichen Akkorden beginnt, die wie zufällig und ohne den Anspruch, beachtet zu werden, an mein Ohr klingen, so fühle ich mich um fünfunddreißig Jahre zurückversetzt, in die Zeit, da ich noch in den Seitenschiffen von Westminster den Chorälen lauschte. Der Geist einer alten Religion nahm damals von meinem jungen Herzen Besitz. Das erhabene Pathos des Psalmisten, der, von der Verfolgung böser Menschen in den Tod gehetzt, sich Taubenflügel wünscht, durchdrang mich mit heiliger Ruhe. So bin ich auch jetzt, während ich dem Spiel meines Freundes lausche: ‚Hoch über Irdisches entrückt, von ungeahnter Seligkeit begnadet.‘ Aber wenn mein Freund, dieser gefährliche Zauberer, nicht zufrieden damit, eine Seele bezwungen zu haben, seine Macht noch weiter steigert, indem er dieser Seele eine größere Last von Glückseligkeit aufzubürden versucht, als sie ertragen kann, wenn er Stunde auf Stunde immer neue Wellen aus dem unerschöpflichen Ozean deutscher Musik über sie ausgießt, aus jenem Meer von Klängen, auf dem im Triumph, vom Delphin getragen, der Arion Bach mit seinen Tritonen Haydn, Mozart und Beethoven daherzieht, dann droht mir das Schicksal, unter der Wucht der Harmonien zu wanken, zu taumeln, zusammenzubrechen. Schwere Wolken hüllen mich ein wie Weihrauch, Priester, Altäre und Räuchergefäße tanzen mir vor den Augen: nun ist es der Genius seiner Religion, der mich umstrickt hält, es ist, als ob die Tiara, die edle Stirn meines Freundes beschatte: er ist Papst und neben ihm sitzt mit der trügerischen Wirklichkeit des Traumes die Päpstin, dreigekrönt wie er. Ich bin bekehrt und doch noch Protestant, der große Erzketzer und mehr noch: drei Ketzer bin ich in einer Person, die Seele der Ketzerei von Jahrhunderten, der Antichrist selber ... Da tritt der Diener mit dem Servirbrett ein. Der Zauber zerstiebt und ein Schluck echten lutherischen Bieres, bei dessen Genuß mein Freund sich durchaus nicht scheinheilig zeigt, versöhnt mich wieder mit meiner Religion der reinen Vernunft und giebt meinen Wirthen ihre liebenswürdigen und gar nicht geisterhaften Gesichtszüge zurück. Charles Lamb.

(Deutsch von Klara Heuser.)

Fiskus und Geschäft.

Je heftiger sich der Geschäftsgeist gegen die Fesseln der Oeffentlichen Gewalt sträubt, desto tiefer schneiden sie ihm in die Epidermis. Die Geschichte der letzten zwanzig Jahre deutscher Wirthschaftentwickelung zeigt das Wachsthum des Staatseinflusses. Grauer Doktrinarismus lehrte, daß die Kultur des Kapitals stärker sein werde als die Tradition des Regirens. Die Erfahrung brachte andere Erkenntniß. Börse und Banken mußten sich der höheren Einsicht fügen und hören nun den Lobspruch, daß sie sich gut gehalten haben. Als das Reichsbankdirektorium sich entschloß, die Folgerung aus seinem Goldüberfluß zu ziehen, wurde der Börse eine Lehre beschert. Sie sollte sich nicht etwa einbilden, daß man den Zinsfuß ihretwegen herabsetze, und nicht in Optimismus ausschweifen. Der niedrigere Banksatz sei nur für die legitimen Gewerbe. Die Effektenspekulation gehört nicht zu ihnen. Hätte sies nicht gewußt, so müßten die Kritiken, die seit Jahr und Tag im Sitzungzimmer der Reichsbank an ihr geübt werden, ihr die Augen geöffnet haben. Das Register ihrer Sünden ist gewiß nicht klein. Aber darf man Politik, die der Allgemeinwirthschaft dienen soll, nach einem begrenzten Ausschnitt gewerblicher Thätigkeit bestimmen? Die Reichsbank kontrolirt den Geldmarkt. (Nicht so sehr den Kredit, dem sie mehr passiv als aktiv gegenüber steht.) Darf sie diese Aufsicht so führen, daß man den Eindruck hat, nur auf die Durchdrückung eines Grundsatzes sei es abgesehen? Durfte man den schon seit Wochen lauten Wunsch nach einer Diskontänderung als einen Traum der Börsenjobber verrufen oder hatte man ihn, objektiv, je nach der Finanzbereitschaft des Institutes und den Bedürfnissen des Geschäftes, zu prüfen? Publikum und Banken wären nicht böse, wenn die Kurse stiegen. Aber es ist besser, daß der Gerechte leide, als daß dem Diskontsatz ein Schade zugefügt werde. (Uebrigens kümmert sich die Börse nie um den amtlichen Wechselzinsfuß.)

Die Finanz hat sich in der Gewährung von Börsenkredit beschränkt. Einschuß und Nachschuß waren nicht Chimaere; und mancher gläubige Kunde ist abgeschossen worden. Die Reports und Lombards hatten, bei den acht Großbanken mit Zwischenbilanzen, im Oktober 1913 700 Millionen betragen, gegen 859 im Dezember 1912 und 900 Millionen im Oktober 1912. Beweis, daß die Kredite zum Ankauf von Werthpapieren eingeschrumpft sind. Die Wechselbestände der acht Banken stiegen (von Ultimo Oktober 1912 bis 1913) von 1728 auf 1896 Millionen. Bei der Reichsbank bringen die beiden Vergleichtermine eine Minderung: von 1475 auf 1002 Millionen. Was folgt daraus? Daß die „Belastung" der Banken durch Wechsel zunahm, während die der Centralbank kleiner wurde. Die berliner Großfinanz hat die Effektengeschäfte der Kundschaft also beschnitten, zugleich aber einen breiten Arm des Wechselstromes von der Reichsbank zu sich abgelenkt. Kann man mehr verlangen? Dennoch hat ein

Mitglied des Reichsbankdirektoriums neulich gesagt, das Centralinstitut müsse gegen das Andrängen der Banken besser geschützt werden; und ein Antrag mehrerer Volksvertreter forderte die Regierung auf, endlich ein Depositenbankgesetz vorzulegen. Hier wie dort: die Banken sollen in ihrer Freiheit beschränkt werden; trotz ihren Leistungen.

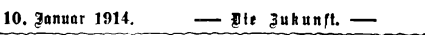
Freilich sieht man auch heute noch Regierung und Banken in einer Front kämpfen. Der Diamantenkrieg brachte sie in die selbe Schlachtreihe. Staat und Finanz werden von den Produzenten als gemeinsame Gegner bekämpft. Seit Karl Fürstenberg den Marschallstab aus der Hand legte, tobt der Grimm noch lauter. Scipio Africanus zieht gegen die Karthager zu Feld. Die Lüderitzbuchter haben den Reichstag gegen die Gewaltthat des Fiskus aufgerufen; sie bestreiten die Nothwendigkeit einer Kontingentirung. Da die englischen Minen ihre Produktion um das Vierfache gesteigert haben, sei die Aufnahmefähigkeit des Marktes bewiesen. Aus Antwerpen aber wurde gemeldet, die „dauernde Geschäftsstockung" habe das londoner Diamantensyndikat gehindert, auch nur einen Bruchtheil der Dezemberlieferung von Jagersfontein abzusetzen. Das ganze Shipment dieser Steine ist der Debeers Company geblieben; seit zwanzig Jahren sei Aehnliches nicht mehr geschehen. Spricht die Meldung wahr (und wer wäre so thöricht, seinen Markt zu diskreditiren?), dann ist zu Hoffnungseligkeit kein Anlaß. Das Reichskolonialamt meint, daß die Bankengruppe, mit Fürstenberg an der Spitze, die Ereignisse richtig gesehen und kaufmännisch gewerthet habe. Die Förderer wehren sich gegen den Beschluß, der in der letzten Regiesitzung gefaßt wurde. Auf der Tagesordnung der außerordentlichen Generalversammlung stand die Liquidation der Diamantenregie. Gegen sie wollten die Produzenten stimmen und rechneten damit, daß sie, mit einer Zweidrittelmehrheit, den Beschluß umstürzen würden. Es kam anders. Den versammelten Mitgliedern der Regie wurde mitgetheilt, daß das Reichskolonialamt mehr als die Hälfte der Regieantheile für den Fiskus erworben habe. Die Förderer behaupten, die Regierung habe nicht das Recht gehabt, die Antheile zu erwerben, da Paragraph 51 des Statutes den Eintritt des Fiskus in den Besitz von dem allgemein gefaßten Beschluß, die Gesellschaft aufzulösen, abhängig mache. Dadurch, daß die Liquidation auf die Tagesordnung der Generalversammlung gestellt wurde, sei die Bedingung des Statutes nicht erfüllt. Fiskus und Banken haben diesmal das selbe Ziel: sie wollen den Werth der deutschen Diamanten vor üblen Folgen einer Marktkrisis schützen. Und welchen Grund hätten die antwerpener Händler, um langsamere Lieferung der Steine zu bitten, wenn der Absatz nicht schwierig wäre? Der Reichskommissar bezeugte den Banken, daß sie für die Regie nur im öffentlichen Interesse thätig waren, und dankte ganz besonders dem Vorsitzenden, Carolo Fürstenberg. Der aber hat, zu freundlicher Kenntnißnahme, erklärt, daß die Berliner Handelsgesellschaft niemals irgendwelche Geschäfte mit dem antwerpener Syndikat gemacht

habe. Die Kontingentirung ist übrigens schon im März 1913, nicht von Fürstenberg, sondern von einem Mitglied der Produzentenpartei, angeregt worden: wegen der erheblicheren Verschlechterung des Marktes. Die scheint also doch nicht erfunden zu sein. Die Regirung hat angeordnet, daß die Diamantenproduktion im nächsten Jahr um ein Drittel gekürzt werde. Ein Theil der Produzenten hat sie schon freiwillig eingeschränkt. Der Diamantenmarkt verträgt Experimente weniger als jeder andere Geschäftsbereich. Käme es zu einem Preissturz, weil der Markt mit angebotener Waare überschwemmt würde, dann wäre die Rentabilität der Minen für lange Zeit vernichtet. Neben solcher Gefahr ist die zeitweilige Kürzung der Einnahmen das kleinere Uebel. Jeder Betrieb, dem man die Freiheit der Produktion beschneidet, leidet natürlich, weil die Unkosten viel zäher am Boden haften als die Erträge. Aber der Werth des südwestafrikanischen Diamantenbesitzes wird nicht durch langsamere Produktion, wohl aber durch eine allgemeine Verkaufkatastrophe verkleinert. Was der Privatwirthschaft wehthut, ist hier der Volkswirthschaft nützlich.

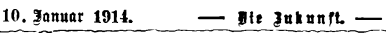
Zur Rettung des gefährdeten Kohlenstoffes ist der Fiskus herbeigeeilt. Beim Stickstoff zögert er. Die Novelle zum Kaligesetz ist gezückt; aber die Kalileute wehren mit Händen und Füßen die drohende Geste des Fiskus ab. In einer Versammlung des Kalisyndikates wurde beschlossen, der bedrängten Industrie, die mit einer Fördereinschränkung von 70 Prozent arbeitet, Nothhilfe zu bringen; das Recht zur Kündigung des Syndikatvertrages zum Dezemberultimo 1915 aufzugeben und bis 1920 keine neuen Schachte anzulegen. Diese Verpflichtung soll für die Mitglieder des Syndikates und für die Außenseiter gelten; wenn die ihr zustimmen. An dieser Selbstentäußerung hat es eben bisher gefehlt. Weil sie fehlte, sind alle Sanirungversuche unwirksam geblieben. Käme es zur Kündigung des Kartells, so würde der Staat wieder, wie 1910, eingreifen. Daß es dem Kalibergbau schlecht geht, wird nicht bestritten; wird ja auch durch die niedrige Rente bezeugt; und die Produzenten sagen es selbst. Das im Kaliberbau angelegte Kapital (viel mehr als eine Milliarde Mark) hat sich noch nicht einmal mit 3½ Prozent verzinst. Hier deckt sich privates und volkswirthschaftliches Interesse. Die gewerbliche Arbeit muß reichere Früchte tragen, als man sie vom Spalier des Anlagekapitals pflückte. Der Kalibergbau hat die Produktionleistung ohne Beachtung der Aufnahmefähigkeit gesteigert. Die Gegner der staatlichen Heilkur glauben nicht, daß ein neues Gesetz die Bewegung hemmen könne. Was da sei, lasse sich nicht beseitigen; und die Ankündung der Novelle hat den Eifer der Schachtbauer nur noch gespornt. Daß so lange mit dem Gesetz nur gedroht wurde, war falsch. Jetzt soll gar noch die Abgabe an die Reichskasse erhöht werden. Cui bono? Mit den Geldern, welche die Industrie zum Zweck der Propaganda aufgebracht hat, ist ihr nicht so gedient worden, wie sie verlangen durfte. Zu neuen Opfern hat sie seitdem keine Lust.

Ladon.

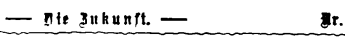
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



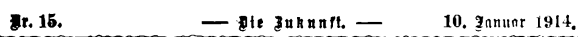
Theater- und Vergnügungs-Anzeigen




Reiseführer
Baden-Baden
Pension Luisenhöhe
Haus I. Ranges in bester Kurlage.
BERLIN Elite-Hôtel
Am Bahnhof Friedrich-Strasse
200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.
Coblenz a. Rh.
Hôtel Bellevue – Coblenzer Hof
Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Errungenschaft d. Hôtelhygiene ausgestatt. Sitzgs.- u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom
Dresden - Hotel Bellevue
Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.
Düsseldorf Parkhotel
I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst., ruhigst. Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Gr. Konferenz- u Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger
Höhenluftkurort (740 m üb. M.) Freudenstadt
Schwarzwaldhotel.
I. R., auf ein. Hügel gegenüb. d. Hauptbahnh., mitten i. eig. 60000 qm gr. schattig. Waldpark.
Hotel Waldlust.
I. R., an Lage, Vornehmheit der Ausstattung der Glanzpunkt Freudenstadts.
Autogarage. 10 Boxen. 20 Privatwohnungen mit Bad und Toilette. Eigene Hauskapelle. Lawn-Tennis. Prospekte gratis durch den Besitzer E. C. Luz.




Reiseführer
Nürnberg Württemberger Hof
Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tonndorf.
Oberkrummhübel i. R.
Hotel Preussischer Hof
Ausgangspunkt sämtlicher
Sportbahnen
Tel. Nr. 7 P. Deichen
Pontresina
Palace-Hôtel
Vornehmes Haus in schöner Lage
Mit allen modernen Einrichtungen



Die FLEDERMAUS
mit ihrem Paradiesgarten ◆ Unter den Linden 14
übertrifft Alles!
Hochbetrieb von 12 bis 4 Uhr

Neuer Deutscher Hausrat

Zweckmäßig, schön, preiswert ◆ Man verlange Preisbuch D 97 mit über 150 Bildern. Preis Mk. 1.80. Dazu D. Friedrich Naumanns neue Schrift (Preis 50 Pfennig)

Der Deutsche Stil

Deutsche Werkstätten

Hellerau bei Dresden ◆ Berlin W., Bellevuestraße 10 ◆ Dresden A., Ringstraße 15 ◆ München, Wittelsbacher Platz 1 ◆ Hannover, Königstraße 37a

Die Lieferung erfolgt in Deutschland frei Bahnstation.

Schneiders Kunstsalon Frankfurt a. M. Rossmarkt 23
Gemälde und Graphik I. Ranges.

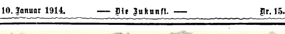
Bad Hersfeld

Flaschenversand zu Hauskuren. gegen **Magen- u. Darm-Krankheiten,** Kurzeit: 1. 5. bis 1. 10.

Gicht, Gallensteine, Fettleibigkeit, Zuckerkrankheit.

Lullusbrunnen

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 85. Bande der „Zukunft“
(Nr. 1—13. I. Quartal des XXII. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung ꝛc. zum Preise von Mark 1.50 werden **von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.





Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W.57